Briefe aus München.

Von Theodor Göring.

Das heutige München und die heutigen Münchner.

Wir finden in München das Alterthümliche neben dem Hochmodernen, das Fremdartige neben dem ausgesprochen Heimathlichen, das Nachgeahmte neben dem Ureignen. Da haben wir die in einem einheitlichen, eigens erfundenen Stil gebaute Maximilianstraße, Münchens Boulevard; daran stoßen Residenzplatz und Residenzstraße mit den ziemlich getreuen Copieen altflorentinischer Baukunst (die Südfront der königlichen Residenz mit dem Palazzo Pitti, die Feldherrenhalle der Loggia dei Lanzi nachgebildet). Die wenige Schritte davon beginnende Briennerstraße führt uns nach den Propyläen, welche mit den beiden classischen Prachtbauten zur Rechten und Linken, dem Localkunstausstellungsgebäude und der Glyptothek—alle drei freie Schöpfungen nach der Antike—, und mit den sie verbindenden Baumanlagen den Königsplatz bilden, einen Platz, der in Deutschland nicht seinesgleichen hat und sicherlich den herrlichsten architektonischen Schöpfungen der Welt zugezählt werden darf. Die Briennerstraße bildet die Längenaxe des modern-vornehmen Viertels, welches sich zwischen dem Maximilians- und Karlsplatze einerseits und der Gabelsbergerstraße anderseits ausbreitet und als dessen Mittelpunkt der mit dem Obelisk geschmückte Karolinenplatz zu betrachten ist. Der Eintritt in diesen Stadttheil wirkt auf mich immer befreiend. Nichts verräth, daß die Entstehung desselben zum großen Theil in die Zeit des künstlichen Wachsthums der Residenz fällt. Vornehme Viertel lassen sich eben nicht gewaltsam und schablonenmäßig erzeugen; die Wohnhäuser werden hier von reichen Leuten gebaut, die ihren eigenen Geschmack haben und ihren Architekten selbst wählen, es herrscht darum das Individuelle vor, welches unsern mittelalterlichen Städten soviel malerischen Reiz verleiht und welches in der Kunst wie im Leben die Grundbedingung jeder höherenExistenz bildet.

Kehren wir zur Feldherrnhalle zurück, so dehnt sich vor unsern Augen die Ludwigstraße aus, deren gewaltige Perspective durch die Länge der einzelnen Abschnitte stark verkürzt erscheint. Diese Straße, welche uns mit ihren riesigen Palästen öd und frostig anmuthet, läßt in viel höherem Maße als die benachbarten vornehmen Wohnviertel ihre künstliche Entstehung erkennen. Noch deutlicher treten wiederum die Spuren der letzteren—wenigstens nach meinem persönlichen Eindruck — in einigen angrenzenden Parallel- und Querstraßen hervor, als deren Typus die Amalienstraße und die Theresienstraße gelten mögen. Wie früher erörtert, ist die gewaltsame Vergrößerung der Stadt auf doppelte Weise bewerkstelligt worden: einmal durch großartige, über das augenblickliche Bedürfniß hinausreichende öffentliche Anlagen und Gebäude, dann aber durch den gleichzeitigen, künstlich herbeigeleiteten Menschenzuzug. Die bauliche Eigenart des genannten großen Viertels offenbart nun dessen Entstehungsgeschichte im letztern Sinn, dasselbe scheint eigens zum Zweck der Massenunterbringung angelegt. In jenem Abschnitt unsers Jahrhunderts gebaut, wo das Planmäßige als Ideal des guten Geschmacks galt, bewahren diese endlos langen, kerzengraden Straßen den Charakter der trostlosesten Nüchternheit. Es kommt mir immer vor, als müßten sie ursprünglich von Knabenhand aus einer Weihnachtsschachtel Haus für Haus aufgestellt und dann in einer Märchennacht plötzlich in die Höhe geschossen sein — so ungefähr, wie es in einem der illustrirten Kinderbücher des Struwelpeter-Hoffmann, dessen Titel ich vergessen habe, zu lesen und zu schauen ist. Immerhin macht das genannte Viertel den Eindruck des solid Bürgerlichen und steht hierdurch in vortheilhaftem Gegensatz zu dem jüngern, gleichfalls rasch gewachsenen Stadttheil, dessen Mittelpunkt der Gärtnerplatz — bekannt durch das darnach benannte Theater — bildet. Hier haben die im strahlenförmigen System angelegten Straßen einen unangenehm modernen Anstrich, sie gemahnen uns an die Begriffe „Schwindelperiode" und „Bauspeculation".

Eine dieser Straßen, Reichenbachstraße genannt, mündet auf einen großen, unregelmäßig gebauten Platz, den Victualienmarkt, dessen Umgebung ein merkwürdiges Gemisch von Verfall und Neubildung darstellt und welcher den Uebergang zur Altstadt bildet. Biegen wir links in eine der Seitenstraßen ein, so führt uns ein Durchgang durch die Schrannenhalle in einen der ältesten Stadttheile Münchens, wo inmitten eines Labyrinths von unsaubern Gassen und Gäßchen der sogenannte Heumarkt liegt. Da fängt die Sache eigentlich erst an interessant zu werden. Am Heumarkt befand sich auch die Wohnung und das Atelier des idealen Genremalers Karl Spitzweg, des berufensten Schilderers von Altmünchen, der daselbst vor wenigen Monaten im hohen Greisenalter seine ehrliche Seele aushauchte, an derselben Stelle, wo er ein halbes Jahrhundert lang die Unzahl seiner poetischen und humoristischen Werke schuf, Werke, die mehr als bloße Gemälde sind. In derThat, für die Werkstatt eines Farbennovellisten seiner Art der denkbar geeignetste Ort! Wer noch ein bißchen Phantasie besitzt, mag sich hier vorsehen, daß sie ihn nicht auf die abenteuerlichsten Abwege führt, zumal wir diese Gegend meistens nur bei nachtschlafender Zeit—etwa aus dem Gärtnerplatz-Theater heimkehrend — zu betreten Anlaß haben. Wir kommen später nochmals dorthin zurück und schreiten jetzt wenige Hundert Schritte weiter nach der Sendlingergasse, welche man mit ihrer Umgebung als das ländliche Viertel von München bezeichnen kann, so ländlich, daß man sich über kein noch so vierbeiniges Thier wundern mag. An den Markttagen wimmelt es hier von Bauern und ihren Fuhrwerken, und zur Zeit des berühmten Octoberfestes kann man da eine Musterkarte der schönsten bairischen Land- und Gebirgstrachten finden. Das ländliche Viertel wird vervollständigt und findet seinen Abschluß durch eine breite Straße von ähnlichem Aussehen wie die Sendlingergasse und mit dieser nach Osten zu durch den Rindermarkt zu einem großen Knie verbunden, das „Thal", welches bis zum Isarthor führt. Vor diesem Thor wird's wieder städtischer, aber diese Gegend hat keinen sympathischen Charakter, sondern denjenigen des schon erwähnten Gärtnerplatzviertels.

Die nahe Isar selbst, jenseit welcher sich die Vorstädte ausdehnen, braucht man bei einer Charakteristik der Stadt kaum zu berühren. Denn in München, als Städtebild genommen, nimmt der Fluß durchaus keine so bedeutsame Stellung ein wie bei andern Städten, die an einem solchen liegen.

Im Herzen der Altstadt, unweit dem ländlichen Theil, liegt der Marienplatz, der mit seinen schönen alten, zum Theil stilvoll restaurirten Häusern, mit dem prächtigen neuen und dem noch malerischen Rathhaus als der architektonisch interessanteste Platz Münchens allen Besuchern unserer Stadt bekannt ist. Den beiden großen Straßenlinien, die Kaufinger- und Neuhauserstraße und die Wein- und Theatinerstraße, welche hier im rechten Winkel zusammenstoßen und welche die Hauptadern des Geschäftslebens bilden, hat das letztere trotz der vielen noch vorhandenen alten Gebäude einen ziemlich modernen Anstrich verliehen; hier finden wir dasselbe Gewühl wie in den Geschäftsstraßen von Frankfurt oder Leipzig.

Dagegen hat sich in zwei ganz nahegelegenen Straßen in höchst merkwürdiger Weise der altresidenzliche Charakter bis auf den heutigen Tag erhalten, ich meine die Promenade- und namentlich die Brannerstraße, wo uns das nachgeahmte Louisquatorzethum der kleinen deutschen Höfe mit seinen Günstlings- und Maitressenpalästen auf Schritt und Tritt unverkennbar entgegenblickt. So verfällt auch die Altstadt selbst in mehrere Bezirke von unter sich durchaus verschiedener Eigenart.

In jedem der hier geschilderten Theile, denen man noch manche hinzufügen könnte, steht ein gesondertes Stück Bau- und Culturgeschichte vor uns und die Gegensätze ruhen noch ziemlich unvermittelt nebeneinander. Aber, wie mich deucht, in anderm Verhältniß wie sonst in Großstädten. Die Gegensätze zwischen alt und modern springen uns ja allenthalben ins Auge, aber nirgends noch habe ich den Unterschied so empfunden, in keiner der Großstädte, in welchen ich mich längere Zeit aufhielt, Rom nicht ausgenommen, habe ich so wenig das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der einzelnen Theile festzuhalten vermocht wie hier in München. Heute noch, so oft mich mein Weg z. B. aus der Alt- oder Maxstadt in das vom Maximiliansplatz nördlich und östlich gelegene Viertel — wo ich selbst manches Jahr gewohnt habe — führt, ist mir, als ob ich eine ganz andere Stadt beträte.

Ich vermag nicht zu entscheiden, inwieweit diese Anschauung vielleicht auf individuellem Gefühl beruht, und ich will nicht verhehlen, daß einer meiner ärztlichen Freunde sie auf physiologische Ursachen zurückführte — weil mir nämlich für dasjenige Element, welches alle Theile unserer Residenz gleichmäßig umfluthet, für das allmächtige Bier, jegliches Verständniß abgeht.

Mag dem sein, wie es wolle, die Gegensätze bestehen. Und wenn sie hier für den Forscher hinsichtlich ihrer Ursache interessant sind, so sind sie nicht minder schätzbar durch die Mannigfaltigkeit der Stimmungen, welche sie dem Künstler bieten.

Es ist hier der Platz, beiläufig auch der Farbenstimmungen und Lichteffecte zu gedenken, welche hier in München ganz eigener Art sind, namentlich um die Dämmerungszeit. Man kann sich kaum etwas Schöneres vorstellen, als den Blick vom Obelisk aus nach den Propyläen bei Sonnenuntergang. Ich habe da manchmal Beleuchtungen beachtet, wie sie in unsern Landstrichen kein Mensch vermuthen würde: der Hintergrund, von welchem sich die herrlichen Formen dieses Idealbaues plastisch abheben, ist am Horizont dunkelviolett gefärbt, durch die dorischen Säulen schimmert es blutroth und darüber am Himmel, dessen prachtvoll italienisches Tiefblau einem zarten Grau gewichen ist, erscheint ein hellgrüner Streifen. Es mag wohl wahr sein, daß Rottmann, wie behauptet wird, die Beleuchtungsstudien zu seinen berühmten Bildern in der neuen Pinakothek hier in München machte. Auch morgens kurz vor oder nach Sonnenaufgang kann man an dieser Stelle schon die merkwürdigsten Beleuchtungen sehen, alsdann wird die so erzeugte malerische Stimmung noch erhöht durch die äußere Ruhe: wir fühlen uns umwittert von dem Götterhauch des Griechenthums.

An den Propyläen vorüber führt eine lange, gerade Straße in denjenigen Theil, der am allermeisten die moderne Großstadt verräth, nämlich das Bahnhofsviertel. In der That mag der Platz am „Stachus", da wo die Schützen- und Bayestraße zusammenlaufen, mit den prunkvollen Bauten und dem lebhaften Fuhrwerksverkehr uns wohl an Paris erinnern.

Mag nun das hochmoderne oder das classische München dem Fremden am meisten imponiren; der poetischste Theil von Isar-Athen bleibt doch die alte Stadt und es schlägt am besten an, wenn wir hier die geisterrufende Nacht zu Hilfe nehmen. Wie oft habe ich, spätAbends aus derGesellschaft kommend, die Heimkehr auf weiten Umwegen angetreten, um dieses oder jenes verborgene Plätzchen zu sehen! Darf ich den Leser einladen, mich auf einer solchen nächtlichen Wanderung zu begleiten?

Wir kommen aus dem Hoftheater und nehmen unsern Weg durch die mächtigen Thorbogen des „alten Hofes" (der Residenz Kaiser Ludwigs IV.) nach der uralten Burggasse, an dem Hause vorüberschreitend, in welchem Mozart im Jahre 1782 seinen Idomeneo vollendete. Alles ist ruhig um uns her. Der Mond ist aufgegangen und zeigt in scharfen Umrissen die bunten, zackigen Dächer des alten Rathhauses. Durch die gothischen Bogen des Thores will er uns seitwärts locken, wo im Schatten des Thurmes das Thal sich ausdehnt. Aber wir schreiten daran vorbei, geradeaus über den Marienplatz, wo ein gewölbter Durchgang uns zur Peterskirche leitet.

Da liegt im tiefen Dunkel hinter der Kirche ein entzückender Winkel. Wir stehen vor einem verwitterten, unregelmäßigen Gebäude; eine Steintreppe mit Eisengeländer führt zu einer alten Pforte hinauf; daneben ein Erkerfenster, aus welchem durch erblindete, bleiumrahmte Butzenscheiben ein matter Lichtschimmer fällt. Ich habe mich nie mit dem Gedanken befreunden können, daß dahinter ein wohlbestallter, österreichische Regiecigarren rauchender Küster das Prosadaheim des 19. Jahrhunderts lebt; denn das ganze Haus und die anstoßenden niedrigen Gebäude fallen so sehr aus der Gegenwart heraus, daß einem die zum Glück sehr spärlichen Gaslaternen als der reinste Anachronismus erscheinen müssen. Solches alte Gewinkel mag dem flüchtig Vorübergehenden wenig sagen: man muß ein Träumer sein, um seine intime Bekanntschaft zu machen; für den Poeten aber ist es unmöglich, sich in das Plätzchen nicht zu verlieben. Diesem offenbart es seine Geheimnisse, und die Mauern und Dachvorsprünge, die Pflastersteine selbst erzählen ihm Geschichtchen die Hülle und Fülle. Wenige Schritte weiter wird uns ein neuer, überraschender Anblick zu Theil. Wir gelangen zu einer großen Terrasse, von der aus man zu seinen Füßen den ganzen Victualienmarkt überschaut. Diese Terrasse und das daran grenzende Standesamtsgebäude sind ganz neu und es kann nicht genug gerühmt werden, daß die hochlöbliche Stadtbehörde diese Neuanlagen mit künstlerischem Tact streng dem Stil der alten Umgebung anpaßte. Sogar die Renaissance-Aufschriften am Standesamt sind so außerordentlich stilvoll, daß der moderne Mensch große Mühe hat, sie zu lesen.

Wir steigen durch eine Art von Hohlweg hinunter und wenden uns rechts dem „Rosenthale" zu; auf dem Markt ist Alles wie ausgestorben, und auch hier in den engen Gassen, in denen des Tages über Trödel und Kleinhandel ihr geschäftiges Treiben entfalten, sehen wir nur ganz vereinzelte Menschengestalten auftauchen und wieder im Dunkel verschwinden. Durch ein schmales, verdächtig aussehendes Gäßchen gelangen wir zum Heumarkt, wo es auch nicht recht geheuer ist. Die fernen, regelmäßigen Schritte einer Schildwache sind das einzige Geräusch, das wir vernehmen. Zur Linken liegt unheimlich und schweigend die „Frohnfeste", wo der Mensch brummen muß, sofern er Jemand umgebracht oder sich einen ernstlichen Eingriff in das Eigenthum — zuweilen auch nur in die Anschauungen und Vorurtheile — der herrschenden Gesellschaft erlaubt hat. Wir machen einen respektvollen Bogen und kommen, bedächtig weiter schlendernd, gleich darauf zu zwei höchst curiosen Straßen, welche ganz dazu angethan scheinen, das künftige Material für jenen sicheren Ort einstweilen zu beherbergen. Man nennt sie den oberen und unteren Anger. Es ist gewiß nicht zu bezweifeln, daß in diesen Straßen ganz ordentliche Leute wohnen; aber zur Nachtzeit muthen sie uns an wie Schlupfwinkel für Falschmünzer, Ehebrecher und Seelenverkäufer.

Ein leises Gruseln beschleicht uns, wie der Schein der Laterne am Feuerhaus unsere langen Schatten über das holprige Pflaster dahinein zu zerren trachtet. Die ganze Scenerie sieht so aus, als sei sie aus einem wüsten Roman in der Art des Simplicius Simplicissimus herausgestohlen, und wir würden uns gar nicht wundern, wenn plötzlich eine mysteriöse Gestalt auftauchte und uns heimlich in einen Hinterhalt lockte, mit ruchlosen Absichten auf unsere Börse oder Tugend oder gar auf unser bischen Leben, oder auf alle drei! Beiläufig gesagt, macht auch schon der äußere, bauliche Charakter dieser Gegend einen ganz sonderbaren Eindruck: Wie es Eisenbahnstrecken giebt (z. B. zwischen Freiburg und Basel), wo man vom Wagen aus nicht die Gegend, sondern ein Stück gemalte Landkarte zu überblicken glaubt, so kommen mir diese trapezoidischen Häuserblocks für immer so hingeklebt vor, wie ein Stück von einem Relief-Stadtplan. Dies erhöht noch das Phantastische und Unheimliche der ganzen Scharfrichter-Atmosphäre.

Wir beschleunigen unsere Schritte und athmen schier auf, wie wir, in nächster Nähe in die Sendlingergasse einbiegend, der nüchternen Wirklichkeit in die Arme laufen: wobei die Nüchternheit allerdings nur sinnbildlich aufzufassen ist, denn die beiden Kerle, die uns schwankend entgegenkommen, besitzen außer Fleisch und Blut auch einen hinlänglichen Rausch. In der Sendlingergasse herrscht auch in so später Nachtstunde noch einiges Leben; da geht es noch ein und aus in den Bierhäusern, und hinter langen Fluchten erleuchteter Fenster ertönt munteres Stimmengewirr. Aber es ist doch nur eine belebte Zone, und in der jenseitigen Gasse, die uns jetzt aufnimmt, wird es alsbald wieder ruhig und dämmerig.

Solche Wanderungen pflegen ein ebenso poetisches wie nasses Ende zu nehmen, und um zu demselben zu gelangen, durcheilen wir jetzt die Kreuz und Quer etliche öde Straßen, bis wir an der Ecke der Herzogspitalgasse Halt machen. Die schwärzliche Front der alten Akademie, welche vor uns die Fernsicht abschließt, bringt uns wieder das Geleise unseres gewöhnlichen Lebens zum Bewußtsein; doch das Straßenkreuz, in dem wir stehen, trägt noch Züge von besonderer Eigenart. Lange, regelmäßige Façaden, mehrere Kirchen, an den Häusern Madonnenbilder mit ewigen Lampen darunter, bezeichnen das „Stiftsviertel".

— Eine Anzahl junger Damen in Hartford, Conn., hat einen Club gegründet, der sich „Die Zungen-Hüter" nennt. Jedes Mitglied des Clubs muß, so bald es sich zum „Klatschen" verleiten läßt, einen Cent für jedes Wort in eine Strafkasse zahlen. Mehrere Banken von Hartford sollen große Summen für das Privilegium geboten haben, die Fonds des neuen Clubs zu verwalten.

Ueber die Zustände in der griechischen Armee

veröffentlicht E. Engel in seinen für die in Halle erscheinende „Saalezeitung" geschriebenen griechischen Reiseskizzen sehr interessante Einzelheiten. Wir geben hier das nachfolgende Bruchstück einer Unterhaltung mit einem jungen Freiwilligen aus Korfu wieder. „Ist da in diesem Bataillon," fuhr mein korfiotischer Genosse fort, „ein Feldwebel, nicht besonders hart, aber auch nicht besonders freundlich. Er schimpft wohl nicht mehr als die anderen, aber er schimpft mit ekligen Wörtern, und namentlich treibt er Mißbrauch mit dem in Griechenland sonst nicht ungewöhnlichen Scheltwort "Keratas" (entsprechend unserem Hahnrei), das im Peloponnes wegen seiner häufigen Anwendung kaum noch als Beleidigung gilt, auf den jonischen Inseln aber wie eine unverzeihliche Kränkung wirkt.

Nun kommt beim zweiten Aufgebot im Februar ein junger, vor vier Monaten verheiratheter Bauer aus Garturi (1½ Stunde von Korfu) ins Regiment und unter die Fuchtel jenes Sergeanten. Wenn wir nachher in die Kabine hinabgehen, werde ich Ihnen diesen letzteren zeigen; der Bauer selbst, jetzt einer unserer besten Soldaten, liegt bei den Albanesen; den können Sie sich heute auch ansehen. Jianni, der junge Ehemann, mochte sich wohl im Anfang sehr unglücklich fühlen; er hat eine hübsche Frau, ein nettes Gütchen, eine alte Mutter, deren einziger Junge er ist — kurz, er machte seinen Dienst bei allem guten Willen nicht zur Zufriedenheit des Sergeanten, ließ den Kopf hängen, war zerstreut und es setzte — wenn auch keine Püffe, denn das giebt es bei uns gar nicht — aber doch manches harte Wort. Jianni ertrug alles geduldig, denn er erkannte selbst, daß der Sergeant zur Unzufriedenheit Ursache habe.

Da platzte eines Tages bei einem falschen Handgriffe des Rekruten der Sergeant mit seinem „Keratas!" heraus. Jianni richtet sich auf, er hebt die Büchse mit dem Bajonnett daran, läßt sie aber wieder sinken und sagt keinen Laut. Wir hatten aber alle bemerkt, daß mit ihm etwas los sei.—Richtig, nach dem Dienst geht er dem Sergeanten nach, der zur Stadt herausgeschlendert ist, und pflanzt sich plötzlich vor ihm auf. Er ist der Größte von uns allen auf der Elpis—na, Sie werden ihn ja nachher sehen, viel größer als der Sergeant. — Dieser fährt zusammen und herrscht ihn an: „Was willst Du? Scheer' Dich Deiner Wege!" —„Sergeant," sagt unser Jianni, „jetzt ist kein Dienst und wir sind hier ganz allein. Du hast mir vorhin ein Wort gesagt, welches ein verheiratheter Mann, wie ich, sich nicht gefallen lassen kann, von keinem Menschen. Du bist mir dafür eine Genugthuung schuldig und ich bin Dir nachgegangen, um sie von Dir zu fordern."

Der Sergeant ist kein böser Mensch und er mochte wohl gleich einsehen, daß sich dem Jianni gegenüber sein Lieblingswort am allerwenigsten schickte. Aber natürlich konnte er nicht sogleich klein beigeben, sondern sagte dem Jianni, wenn er sich nicht sofort wegpackte, würde er dafür sorgen, daß er ihm sobald nicht wieder den Weg vertrete. Was das Schimpfwort anbetreffe, so sei das nicht bös gemeint gewesen; es sei so ein „Einschiebsel", welches er sich angewöhnt habe, und in seiner Heimath (irgendwo im Peloponnes) habe das Wort nichts zu bedeuten. — „Das ist mir ganz gleich," sagt Jianni; „wir sind nicht im Peloponnes, sondern auf Körfu, und hier zu Lande ist es nicht der Brauch, daß man einen verheiratheten Mann Keratas nennt. Ob er abbitten wolle oder nicht? und zwar in Gegenwart von Kameraden!" — Der Sergeant weigerte sich. — Jianni sagte weiter nichts, grüßte den Sergeanten und ging schnurstracks in die Stadt zurück.

Vor einem Cafe der Spianata sitzt der Oberst und trinkt seinen Kaffee. Jianni tritt an ihn heran und sagt: „Herr Oberst, ich habe Dir sogleich etwas zu sagen!" (Ländlich sittlich!) — Der Oberst sitzt mit einigen Offizieren zusammen und antwortet: „Was willst Du, Jianni? sage es nur." — „Ich muß es Dir allein sagen." — Der Oberst steht auf und geht mit Jianni abseits, und dieser verklagt bei dem Obersten den Sergeanten wegen des Schimpfwortes. Der Oberst verspricht ihm, die Sache zu untersuchen, und wenn sich alles so verhielte, wie Jianni gesagt, so solle der Sergeant seiner Strafe nicht entgehen: er werde dann acht Tage Arrest über ihn verhängen. — „Das ist so, wie es die militärische Ordnung vorschreibt, Herr Oberst, aber ich verlange von dem Sergeanten eine persönliche Genugthuung." — „Ja, dazu kann ich nichts thun, Jianni, die mußt Du Dir von ihm selbst verschaffen."

Der Sergeant wandert auf acht Tage in Arrest, und wie er herauskommt, ist er wie umgewandelt. Das Wort Keratas kommt nicht mehr über seine Lippen. Jianni thut gewissenhaft seinen Dienst und lauert auf eine Gelegenheit, wo er mit dem Sergeanten allein sein kann. Die bietet sich ihm bald, und es wiederholt sich nun dieselbe Scene wie jene erste mit Frage und Antwort, nur daß diese zweite anders endet.

„Ich habe acht Tage um Dich Arrest gehabt und damit ist die Sache abgemacht."

„Damit ist die Sache zwischen uns beiden noch garnicht abgemacht. Ich verlange, daß Du mir in Gegenwart von zwei Zeugen aus der Compagnie Abbitte thust."

„Das thue ich nicht, und damit gut."

Wie der Sergeant das gesagt hat, springt ihm Jianni an die Kehle, wirft ihn zu Boden und würgt ihn, sodaß er nicht schreien kann. Dann zieht er ein langes Dolchmesser und setzt die Spitze auf des Sergeanten Hals: „Wenn Du mir jetzt nicht sofort versprichst, Abbitte zu thun, wie ich es verlange, so stehe ich Dir den Hals durch wie einem Schwein. Und wenn Du es mir jetzt versprichst und es doch nicht thust, sondern hingehst und mich anzeigst, so werde ich dafür sorgen, daß ein Anderer Dich ersticht; das schwöre ich Dir beim heiligen Johannes, meinem Schutzpatron," und dabei läßt er die Gurgel des Sergeanten ein bischen lockerer, damit er sprechen kann. Na, der Sergeant merkte, daß es dem Jianni blutig ernst war und sagte: „Ich verspreche es Dir!" — und Jianni läßt ihn los. Dann gehen Beide stumm neben einander in die Stadt zurück und in's erste Cafe, wo Soldaten sitzen, hinein, rufen zwei Leute heraus, und in Gegenwart derselben bittet der Sergeant den Jianni um Verzeihung für das Schimpfwort. Wie sie mit der Geschichte fertig sind, gehen sie in's Cafe und trinken eine Tasse mit einander; und jetzt sind sie die besten Freunde." — Soweit Engel. Was würde dem wackeren Jianni wohl begegnet sein, wenn er preußischer Soldat gewesen wäre? Umgehung des vorschriftsmäßigen Instanzenzuges, Insubordination, Bedrohung und Mißhandlung eines Vorgesetzten — eine ganze Reihe von schwersten Kapitalverbrechen. Dem Manne könnte geholfen werden!

Berliner Verbrecherklappen.

Traurige Blicke in die Abgründe der Großstadt läßt ein soeben von einem unbekannten Verfasser herausgegebenes Buch „Die Verbrecherwelt von Berlin" thun. Das Buch ist ein Separatabdruck der schon früher in der „Zeitschrift für die gesammte Strafrechts-Wissenschaft" erschienenen Studien. Ueber das Kapitel „Verbrecherklappen" entnehmen wir demselben heute einige Stellen.

Der Verfasser führt zuerst aus, daß die abenteuerlichen Vorstellungen, wie sie die Phantasie sich von diesen Heimstätten des Verbrechens gemacht hat, durchaus falsch sind. In Wahrheit ist an einem solchen Sammelpunkt der Berliner Verbrecherwelt gar nichts Besonderes zu sehen. Jedenfalls wird der Fremde, wenn er nicht in seiner Aufregung Dinge sieht, die nicht existiren, wenig Absonderliches beobachten, und nur der Eingeweihte kann allenfalls mancherlei entdecken, was für sein kriminalistisches Interesse lohnend ist.

Alles in allem genommen besitzt Berlin überhaupt nur noch ein paar Dutzend solcher Lokale. Sie nehmen ab in dem Verhältniß, als die Verbrecher einsehen lernen, daß sie ihrer eigentlich gar nicht benöthigt sind, daß sie ihre Angelegenheiten mitten in dem Gewühl der Großstadt, in den besuchtesten und anständigsten Restaurationen nicht minder und vielleicht noch mehr unbeobachtet verhandeln können, als in zu diesem Zwecke geschaffenen Speziallokalen. Immerhin aber existiren sie noch und werden wohl auch schwerlich jemals ganz verschwinden, denn eine allgemeine menschliche Erfahrung zeigt uns, daß jede Menschenklasse das Bedürfniß hat, von Zeit zu Zeit mit seinesgleichen ungestört unter sich zu sein, und wahrlich nicht am wenigsten die Klasse der Verbrecher.

Die Verbrecherklappen sind fast ausnahmslos in Kellern belegen, die mit ihren Fenstern so wenig über das Niveau der Straße emporragen, als es die polizeilichen Vorschriften über die Räumlichkeiten der Schankwirthschaften nur irgend zulassen. Die Wirthe verschmähen es, große Schilder an der Front des Hauses anzubringen und Abends die buntfarbigen Laternen anzustecken, welche sonst in Berlin dem Publikum zu verrathen pflegen, daß es hinter ihnen noch einen wachenden Wirth findet, der bereit ist, es zu erquicken. Nur ein matter Lichtschein dringt durch die Gardinen der Fenster, an dem der Uneingeweihte arglos vorübergeht, der aber genügt, um dem Stammgast zu beweisen, daß er nicht fehlgeht. Es bedarf auch keiner besonderen Anlockungsmittel, denn wer hier gern gesehen ist, der findet den Weg von selbst, und wer zu diesen nicht zählt, der soll eben ferngehalten werden. Man steigt einige Stufen hinab und findet ein, auch zwei niedrige Zimmer mit verräucherten Decken, roh getünchten Wänden und einem armseligen Mobiliar.

An kleinen Tischen sitzen da gruppenweise von einander getrennt eine Anzahl Menschen, an denen weiter nichts auffallend ist, als daß man sie vielleicht als eine bunte Gesellschaft bezeichnen könnte. Denn haben da den einen Tisch gänzlich zerlumpte und reduzirte Gesellen inne, so macht sich dicht daneben ein Kleeblatt breit, das geschniegelt und gebügelt, mit dem Monokel im Auge, tadelloser Wäsche und feinem Cylinderhut auf dem Kopfe in dieser Umgebung schlecht zu passen scheint, und an einem dritten Tische haben sich ein paar Individuen placirt, die nach Kleidung und resolutem Auftreten dem Handwerkerstande anzugehören scheinen. Auch das Verbrecherthum hat eben seine Arten. Während jene dem nächtlichen Strolchthum angehören, sind die anderen Hochstapler und Bauernfänger, und diese thatkräftige Einbrecher. Auch das weibliche Element fehlt nicht, ausnahmslos Prostituirte, welche sich hier von ihren nächtlichen Spaziergängen und Abenteuern erholen, auch wohl von ihren Zuhältern eine Rolle in irgend einem auszuführenden Verbrecherstück zugetheilt erhalten.

Das Benehmen aller dieser Leute bietet äußerlich nichts absonderliches. Sie rauchen, trinken Schnaps und Bier, unterhalten sich und spielen Karten. Sobald ein nicht zu ihnen Gehöriger das Lokal betreten hat, wird er beim besten Willen und bei der größten Aufmerksamkeit nichts entdecken, was ihn auf denGedanken bringen könnte, daß er es hier mit lauter Verbrechern zu thun habe. Aber sobald der Eindringling den Rücken gekehrt hat, ändert sich die Scene. Hier zieht einer einen Beutel mit Gold aus der Tasche und vertheilt den Inhalt an seine Complicen von der letzten That, dort steckt man die Köpfe zusammen und beräth eifrig die Pläne für die nächste. Streit kommt dabei nur selten vor, und ist er entstanden, so wird er bald durch das eindringliche Zureden eines besonders Angesehenen geschlichtet. Jetzt betreten durch die Hinterthür vom Hofe aus eiligst zwei neue Gesellen den Raum, sie reißen sich falsche Bärte ab und werfen sie ins Feuer, dann tragen sie schleunigst ein Bündel in die Privatwohnung des Wirths, wo sie es verbergen, tauschen miteinander die Kleider, und im nächsten Augenblick sitzen sie mit der größten Seelenruhe an einem der Tische und trinken ihr Glas Bier, als ob sie da schon stundenlang gesessen hätten. Die Vorderthür öffnet sich, ein Kopf wird in der Spalte sichtbar und ruft nur das einzige Wort: „Lampen!", um alsbald wieder zu verschwinden. Im Nu ist das Local wie ausgefegt. Durch Vorder- und Hinterthür hat sich alles hinausgestürzt, der Wirth trägt die stehen gebliebenen Gläser zusammen, setzt sich hinter seinen Ladentisch und nimmt ein so sauertöpfisches Gesicht an, als wollte er jedem, der nun eintritt, ein Lied über die schlechten Zeiten vorsingen.

Denn wer nun eintritt, ist die Polizei, aber — sie findet das Nest leer. Der Wirth weiß von gar nichts: er hat den ganzen Abend über nur zwei Gäste gehabt, und die sind schon längst gegangen. Er ist überhaupt in jeder Beziehung ein Prachtstück. Schweigend steht er Stunde für Stunde hinter seinem Ladentisch und verkauft seine Speisen und Getränke gegen klingende Münze. Es ist ihm anscheinend gleich, was jemand verzehrt, ob viel oder wenig. Er duldet die ganze Nacht hindurch einen Menschen, der für 5 Pf. Schnaps genießt, ja er weist ihn nicht hinaus, wenn er gar nichts zu sich nimmt. Weiß er doch, daß es manchmal anders kommt, daß dieselben Menschen, die jetzt keinen Nickel in der Tasche haben, ein andermal die Taschen voll Goldstücke haben, daß dann um Mitternacht die Thüren und Fensterläden fest verschlossen werden, und im Hinterzimmer eine wilde Orgie beginnt, die bis zum frühen Morgen andauert, und bei der selbst der Champagner ein nicht unbekanntes Getränke ist. Nur von einem will er nie etwas wissen, und das ist das Kreditgeben, denn er ist sich sehr wohl bewußt, daß alle seine Gäste morgen für eine lange Reihe von Jahren ins Zuchthaus wandern können, und daß es dann mit Bezahlung der Zechschulden gute Wege hat. Scheinbar gleichgiltig und nichts sehend, was vorgeht, beobachtet er alles auf das genaueste und ist über alles informirt. Aber wird er ja einmal zur Rechenschaft gezogen oder fordert die Polizei von ihm die Abgabe eines Zeugnisses, so ist er der unschuldigste Mensch von der Welt, er hat hinter seinem Schanktisch gestanden und sich um nichts gekümmert, Gäste, wie sie die Polizei beschreibt, sind nicht bei ihm gewesen, er kennt überhaupt keinen einzigen seiner Gäste, weder von Person noch dem Namen nach, sie sind alle stets gerade an dem Abend zum ersten Male in seinem Lokal gewesen.

Ganz anders wird die Scene, wenn die Polizei unerwartet eindringt. Der Verfasser schildert dieselbe und hebt dabei hervor, daß es in diesen Fällen nur sehr vereinzelt vorkommt, daß man auf Widerstand stößt. Die Verbrecher wissen sehr wohl, daß sie den Beamten bekannt sind, und daß die Zugänge zu dem Lokal besetzt sind.

Offener Brief eines Pinchers.

Hundeliebhabern möchten wir den nachfolgenden offenen Brief eines Pinchers, an die Wochenschrift „Für's Haus" gerichtet, zur Beherzigung empfehlen. Besagter Pincher, Flock mit Namen, schreibt nämlich: „Geehrte Schriftleitung! Da Dir Jeder oder vielmehr Jede das Herz ausschüttet, gestatte auch mir, dem treuesten Freunde des Hauses, ein Gleiches zu thun. Ich selbst habe es bei meinen Besitzern recht gut, aber das Elend meiner Brüder zerreißt mein fühlend Hundeherz. Wie oft sehe ich meine Genossen hungrig herumlaufen und jede schmutzige Gosse untersuchen, ob sich nicht etwas Eßbares darin verirrt habe. Trotzdem sind diese armen Thiere mit goldenen Halsbändern geschmückt, denn ihre Besitzer sind meist wohlhabende Leute; in ihrer Häuslichkeit sehen sie streng auf Ordnung, Pünktlichkeit und Sauberkeit; nur in Einem bethätigen sie diese lobenswerthen Eigenschaften nicht, nämlich in der Pflege ihrer Hunde. Sie lassen denselben wohl die Abfälle des Mittagstisches hinwerfen und glauben damit genügend für deren Nahrung gesorgt zu haben; an ein ordentliches Lager, regelmäßige Bäder und frisches Trinkwasser denken sie aber nicht. Daher führen viele meiner Brüder ein elendes Dasein und erhalten bei Weitem nicht den Lohn, welche sie für ihre Treue und Wachsamkeit verdienen. Auch giebt es unter meinen Genossen viele, denen es gut geht, z. B. die verwöhnten Schoßhündchen, welche durch die reichlichen Leckerbissen, die übermäßig warmen Ruhestätten, gleichfalls in kurzer Zeit allen möglichen Leiden verfallen. Da ich glaube, daß ich, ein ehrsamer Pinscher, auf der goldenen Mittelstraße wandle, möchte ich Dir, verehrte Schriftleitung, zu Nutz und Frommen anderer Genossen meine Tagesordnung mittheilen. Früh Morgens erhebe ich mich zu gleicher Zeit wie meine Herrschaft vom Lager, das in einer flachen, gepolsterten Kiste besteht. Diese ruht auf vier kurzen, dicken Füßen, welche ehemals als Faßstöpsel dienten. Außen ist meine Bettkiste mit einer Falbel aus buntem Stoff freundlich bekleidet. Nachdem ich mich ein wenig gestreckt, werde ich gekämmt, worauf ich meinen Morgenspaziergang unternehme; ich dehne diesen nicht allzu sehr aus, da die Herrschaft meine Gesellschaft beim Frühstück liebt. Ich bettle nie, bin aber nicht abgeneigt, zuweilen ein Semmelbröckchen aus lieber Hand zu nehmen. Zu Mittag erscheint meine ein